



Leseprobe

Peter Stephan Jungk

Das elektrische Herz

Roman

ISBN: 978-3-552-05527-8

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-552-05527-8>

sowie im Buchhandel.

#### 4.

Vier Monate vor meinem fünfzigsten Geburtstag erhielt ich einen eingeschriebenen Brief, in dem mich das Jerusalemer Stadttheater, das »Sherover«, herzlich einlud, mit meiner Frau und meinen Töchtern drei Tage als ihr Gast im Hotel King David zu verbringen. Zwei Suiten stünden uns zur Verfügung. Man wisse, was Jerusalem für mich und mein Werk bedeute. Das 1990 in London uraufgeführte und von 1992 bis 1995 nahezu ohne Unterbrechung am »Sherover« gespielte Theaterstück »Mamme Gigi« lege dafür mehr als deutlich Zeugnis ab. Das Theater erachte es als Ehre, mich anlässlich meines runden »Wiegenfestes«, wie es in der auf Deutsch verfassten Einladung hieß, samt Familie in Israel begrüßen und feiern zu dürfen. »Wiegenfest« – wie unjüdisch das klang. Der Name des Absenders ließ sich nicht identifizieren, es hieß

nur: Die Direktion. Darüber lag der Schwung einer großspürigen, mit Tinte verfassten Unterschrift, die der Silhouette einer Heuschrecke glich.

Ich antwortete postwendend: »Wir freuen uns sehr. Meine Töchter studieren in den USA und werden leider nicht dabei sein können, sie erachten das Begehen von Geburtstagsfesten ohnehin als goyisch und gänzlich überflüssig. Meine Frau und ich nehmen Ihre Einladung gerne an. P. S.: Natürlich genügt eine Suite!«

Die beiden Flüge, Business Class tour-retour, wurden von den Gastgebern bezahlt. Niemand kam zum Flughafen, um uns abzuholen. Das störte uns nicht, es kam uns nur ein wenig seltsam vor. Wir nahmen ein Taxi, Catherine empfahl mir, die Rechnung aufzuheben. Spät abends erreichten wir Jerusalem, bezogen eine grandiose Zimmerflucht im obersten Stockwerk des Hotels. Der Blick auf die beleuchtete Altstadtmauer erfüllt mich jedes Mal mit einer Mischung aus Stolz, Heimatgefühl und tiefer Verzagttheit. Mein Ruinenblick lässt mich Zukunft schauen: Jerusalem wird noch vor dem Ende des einundzwanzigsten Jahrhunderts vollkommener Zerstörung zum Opfer fallen.

Ich trat auf den Balkon, die Frühjahrsluft schmeckte nach Jasmin, ich fühlte mich kräftig und gesund wie seit Jahren nicht mehr. Ich hatte deinen Rhythmus seit Jahren ganz und gar im Griff. Catherine folgte mir nach draußen, umarmte mich, ihre Umarmungen sind immer ein Zeichen allerhöchster Zufriedenheit. Sie behält ihre Zu- und Abneigungen in der Regel für sich, sie lassen sich von ihren Augen, ihren Gebärden kaum ablesen. Sie hielt ein Kärtchen in der Hand, das neben der Mineralwasserflasche und dem großzügig bestückten Obstkorb lag: »Wir freuen uns, Sie in unserer Stadt begrüßen zu dürfen, und bitten Sie, morgen Abend ab neunzehn

Uhr in der sechsten Etage in Zimmer 609 an einem kleinen Umtrunk zu Ihren Ehren teilzunehmen.« Die Nachricht war mit den Buchstaben SVB unterzeichnet. Wie konnte ich wissen, wer sich hinter den Initialen verbarg. Catherine wirft mir bis heute, gut vier Jahre nach dem Ereignis, vor, ich hätte in jenem Moment erkennen müssen, was auf uns zukommen würde. Ich ahnte nichts, gar nichts. Catherine und ich schließen sogar miteinander, in dieser Nacht, rasch zwar, aber umso lüsterner. Es war seit über einem Jahr nicht mehr vorgekommen, dass wir Liebe machten.

Wir verbrachten den nächsten Tag, meinen Geburtstag, auf dem abwechslungsreichsten Spazierweg, den ich kenne, der Umwanderung der Jerusalemer Altstadt, hoch oben auf der Stadtmauer. Hielten uns zum Abschluss eine Stunde im armenischen Viertel auf, wo uns mein langjähriger Freund, der Historiker Kevork Hintlian, empfing.

Kurz vor achtzehn Uhr kehrten wir ins Hotel zurück, beide recht müde. In der Halle fiel mir eine Frau in meinem Alter auf, die mich wie ein fernes Echo an jemanden erinnerte, den ich vor Jahren gekannt hatte. Sie sah uns nicht, als wir den Aufzug bestiegen – und ich machte mich nicht bemerkbar.

»Was hast du?«, wollte Catherine wissen, als wir die Suite betraten.

»Ich war in Gedanken.«

»Kein Grund, mich so böse anzuschauen.«

»Ich schaue nicht böse, mein Schatz. Ich konzentriere mich.«

»Worauf?«

»Ich bereite eine kleine Rede für die Theaterleute vor ...«

Sie nahm ein Bad. Sie ließ sich Zeit. Machte sich schön. Schminkte sich ganz langsam. Zog das dunkelblaue Abendkleid an, das ich ihr unlängst geschenkt hatte. Es war neun-

zehn Uhr fünfzehn, als ich sie zum ersten Mal daran erinnerte, dass man uns ab neunzehn Uhr erwartete. Sie reagierte ungehalten: »Dann geh voraus! Niemand wird von dir erwarten, dass du auf die Minute pünktlich erscheinst. Aber wenn du meinst. Geh nur ...« Ich geduldete mich. Um neunzehn Uhr vierzig war sie endlich so weit.

Wir stiegen die wenigen Stufen ins sechste Stockwerk hinunter. Heftiger Lärm brandete uns entgegen: lautes Gelächter, stampfende, kreischende Rockmusik, eine Nummer, die ich durchaus mochte: »Highway Star«, von Deep Purple. Catherine bat mich: »Bleibe bitte immer ganz nah bei mir, du weißt, ich hasse Massenergebnisse, Partys, alle Arten von Festen. Drei, vier Leute, das genügt mir.« Nie begleitete sie mich nach Premieren in die Lokale, in denen gefeiert wurde, nie kam sie mit mir auf Empfänge mit. Selbst an der Verleihung des französischen Ordre national du mérite im Jahr 1998 nahm sie nur widerwillig teil, wollte sogar am Tag vor der Auszeichnung verreisen.

Wir betraten Zimmer 609. Der mittelgroße Raum war zum Bersten voll. Gelächter, Gespräche verstummten blitzartig. Die Musik kreischte weiter. Als allererstes fiel mir auf: Ich war hier der einzige Mann. Jetzt fingen die Frauen langsam wieder zu lachen an, alle drehten sich nach uns um, die meisten hielten ein Champagnerglas in der Hand. Sie waren ungefähr in meinem Alter, einige deutlich älter. Jede Dame trug in Herzhöhe ein kleines Namensschild. Eine ältere Frau mit dem Schildchen Simone von Beck presste mich an ihre schmale Brust. »Here he is!«, schrie sie, und alle jubelten. Simone von Beck? Die Gedanken überschlugen sich. Die Verbindungstür zum Nebenzimmer 610 stand offen, auch dieser Raum war angemietet worden, und auch jener neben Zimmer 610. Ich bewegte mich wie in Trance. Hörte Zurufe, »Max! Max

David! Hey! Let's have a look at you! Komm hierher! Viens, chéri, viens ici!« Bilder, Farben, Klänge vermengten sich zu einem einzigen, überschäumenden Panikgemälde. Jetzt begriff ich, was hier in meinem Namen geschah. Du, mein Herz, hast so wild gepumpt wie nach einer Gipfelerstürmung. Du verschlugst mir den Atem.

Während eines Empfangs für Alfred Hitchcock in Hollywood, zu dem mich Dramaprofessor McGill mitgenommen hatte, vor beinahe dreißig Jahren, begegnete ich der Frau eines venezolanischen Erdölbrokers; sie stamme, erzählte sie mir, aus uraltem Schweizer Adel. Sie war zehn Jahre älter als ich und gefiel mir, wir kamen ins Gespräch. Beim Abschied fragte sie mich, wo ich wohnte. Bereits am nächsten Abend fuhr sie mit Chauffeur vor: im Fonds einer schneeweißen Limousine. Ich teilte damals mit drei Medizinstudenten ein schäbiges Holzhaus nördlich des Campus, in den Hügeln von La Jolla. Meine Mitbewohner trauten ihren Augen nicht. Ob ich Lust hätte, fragte mich die nahezu Unbekannte, die Nacht mit ihr zu verbringen. Natürlich hatte ich Lust. Ich hatte damals kaum etwas anderes im Sinn als Lust. Wir fuhren eineinhalb Stunden, in stürmische Umarmungen verschlungen, bis wir das Beverly Hills Hotel von Los Angeles erreichten, wo Simone von Beck rund um das Jahr ein halbes Stockwerk zur Verfügung stand.

Wir wurden ein Wesen, während es geschah, Simone und ich. Das hatte ich zuvor noch nie erlebt, auch mit Laura nicht. Am nächsten Morgen wollte ich fort, so rasch wie möglich. Simone von Beck schrie mich an: »Du bleibst hier!« Und als ich trotzdem ging, rief sie mir nach: »Du kommst noch eines Tages in meine Gasse, das schwöre ich dir!« Sie schrieb mir Briefe, Liebesbriefe, die ich bis auf einen besonders zärtlichen unbeantwortet ließ. Mehrmals fuhr die Limousine vor, von

Simone ausgesandt, mich abzuholen – ich versteckte mich, bat meine Wohngenossen, dem Chauffeur einzureden, ich sei nach Europa zurückgekehrt. Als meine ersten Stücke aufgeführt wurden, in Europa, in den USA, meldete sich Simone zurück, sandte mir kleine Lobeshymnen und setzte den Hinweis hinzu, sie habe schon immer an mich geglaubt, seit unserer allerersten Begegnung.

»Ich bin's, ich bin's wirklich, sieh mich nicht so verzweifelt an«, brüllte sie mir ins Ohr, den Lärm in Zimmer 609 des Hotels King David übertrumpfend. »Du wunderst dich, wie ich hierher komme? Ich bin längst nicht mehr mit dem Ölmann verheiratet. Hättest du dich auch nur ein kleines bisschen für mich interessiert, wüsstest du das. Ich bin schon acht Jahre mit einem der beiden Sherover-Direktoren verheiratet, Sheldon hat mich zur Frau genommen, obwohl ich Nichtjüdin bin, ich bin eine der Hauptfinanciers seines Theaters.«

Catherine stand da noch neben mir, fragte leise, man hörte es kaum: »Aber wer ... sind all diese Frauen?!« Simone lachte laut, lachte hyänenähnlich. »Das wird dir dein Mann gleich erklären, mein Liebling!« Catherine sah mich an. Bevor ich antworten konnte, war ich bereits von drei Damen in Abendkleidern umringt, ich las ihre Namensschilder: Gaby Rotei, Geneviève Porter, Abigail Montes. Sie umarmten mich, sie küssten mich auf die Wangen, auf die Lippen, sie redeten auf mich ein, sie gratulierten mir zum Geburtstag. Immer neue Frauen-Wellen brachen über mir zusammen, mir wurde schwarz vor Augen. Es gibt Männer, die im Verlauf ihrer potenten Jahre Hunderte Frauen beglücken, meine Weiberliste umfasst nicht mehr als fünfzig Eintragungen. Aber von diesen fünfzig Frauen waren fast alle anwesend. Ich drehte mich zu Catherine um: »Komm, rasch, lass uns gehen!« Sie war verschwunden. Ich rief sie an, sie hatte ihr Telefon ausgeschaltet.

Jeder Versuch, die Räume zu verlassen, scheiterte am Auftauchen einer oder mehrerer meiner ehemaligen Bettgenossinnen, verflössener Beischläferinnen, die, nachdem sie ihre Drinks abgestellt und ihre Kaviar-, Gänseleber- oder Lachscanapés abgelegt hatten, ihre Arme ausbreiteten, um mich zu umschlingen. Fünf Zimmer waren angemietet worden, 609 bis 613, die Zwischentüren standen offen. In jedem Segment der Raumfolge stieß ich auf neue Gruppen und Grüppchen: Die Namensschilder drehten sich karussellgleich um mich, Monique Pons, Bordeaux, Beatrice Neumann, Jerusalem, Margarete Jahncke, Basel, Gabriella Belloni, Turin, Sudy Dostal und Janice Swartz, San Diego. Sie umzingelten mich, plärrten im Chor, ich möge meine Brust entblößen, »Zieh dich aus!«, »Take off your shirt!«, »Enlève ta chemise!«, sie wollten sehen, wie meine riesige Narbe inzwischen aussah. Ich lief fort von ihnen, anderen in die Arme. Aus zahllosen unsichtbaren Lautsprechern klang Querflöten-plus-Elektrogitarren-Tumult von Jethro Tull: »Death grinning like a scarecrow, seagull pilots flown from nowhere, try and touch one ...«

»Deine Augen! Immer noch tiefblau«, hauchte eine schwergewichtige Frau in einem roten Abendkleid, das eher einem Petticoat glich, ich hörte sie kaum, erkannte sie nicht wieder, allein das schiefe Schildchen Anna Rutz, Wien, half weiter, »Anna? Du bist's!« Ich fiel ihr um den Hals, atmete den Schweißgeruch ein, der mich schon fünfundzwanzig Jahre zuvor so sehr gestört und zu unserer Trennung mit beigetragen hatte. Sie war die Einzige, gottlob, die ich je entjungfert habe, in meinem Leben. Das Blut floss in Strömen. »Tiefblaue Augen, tief, tief, tief!«, gurrte sie, »und dein Mund! So schön! Lass mich dich küssen!« Sie versuchte ihre Zungenspitze zwischen meine Lippen zu pressen. Es gelang mir, sie abzuschütteln. Und dann standen schon die nächsten Sitzengelassenen



in der Frauenschlange, um ein paar Worte mit mir zu wechseln, Zärtlichkeiten mit mir auszutauschen: Gerlinde Nemenz, Liz Edelstein, Anne Stauffacher.

»Wie attraktiv du noch immer bist!«, stöhnte Isabelle Montbeau, eine der wenigen, die von den Kalamitäten des Alters kaum entstellt wirkte. Sie besaß vornehme Präsenz. Ich ging auf sie zu und umarmte sie. Ich dachte oft an unser Zusammensein zurück. An die Tango-Studienreise nach Buenos Aires, an das gemeinsam erlittene Erdbeben im sizilianischen Catania. Wir verließen das »Belvedere« in Küstennähe Minuten vor den Erdstößen. Das Hotel wurde vollkommen zerstört. Unsere Beziehung endete nur deshalb, weil Mom sie so besonders mochte, sich Isabelle als Schwiegertochter wünschte.

Ich blieb bei ihr sitzen, versuchte die Katastrophe in meinem Rücken für Augenblicke zu vergessen, alles um mich herum verschwinden zu lassen. Simone von Beck ließ das nicht zu. Sie riss mich in die Höhe, die Gastgeberin agierte als Führerin durch das Fegefeuer. Sie unterband jeden meiner Fluchtversuche, führte mich zu immer neuen Frauen hin, stieß mich in ihre Nähe. Ich stotterte Freundlichkeiten, statt vor Entsetzen aufzuschreien. Mary Fischer, um die siebzig, rief mir zu: »15. Februar 1976! Nicht welterschütternd, ein einziges Mal, in Berlin, im Hotel Savoy, erinnerst du dich?« Ich erinnerte mich nicht. »Natürlich«, hauchte ich, »wie schön, dich wiederzusehen, Mary!«

Die Frau, die ich zuvor in der Hotelhalle gesehen und die mir bekannt vorgekommen war, stand jetzt vor mir. »Annabelle!« »Mit meinem Herzblut habe ich dich geliebt«, entgegnete sie, »und nie kam etwas von dir zurück!« Kein Wunder, dass ich unsere Begegnung verdrängt hatte: Annabelle wurde von mir geschlagen, auf den Rücken, in die Rippen, in den Bauch, bei

minus zehn Grad Celsius, im hohen Schnee, am Stadtrand von Salzburg. Den Anlass habe ich vergessen. Es wird wohl im weitesten Sinne etwas mit Annabelles Christentum und meinem Nicht-Christentum zu tun gehabt haben, die Einzelheiten sind mir beim besten Willen nicht mehr geläufig, Gott sei Dank. Ihr Kater Echnaton lief fort, während wir einander die widerlichsten Gemeinheiten zuschrien; er kehrte niemals wieder. Ich weiß nur noch, dass Annabelle vor jener Prügelnacht oft und oft vor sich hingestarrt hatte, abends zumeist, nach dem Essen, vor dem Zubettgehen, und dabei den immergleichen Satz von sich gab: »Ich verstehe nicht, wie einer so am Leben hängen kann wie du!«

Die Warnungen eines amerikanischen Rabbiners kamen mir in den Sinn, zu dessen Vorträgen ich in meiner religiösen Phase gepilgert war, vor langer Zeit, nicht weit vom Hotel King David, im Jerusalemer Stadtteil Geulah. Er warnte uns nachdrücklich, eine Gruppe von zwölf jungen Männern, vor außerehelichen Beziehungen, vor jeder Art der Promiskuität. Ich zeigte auf, fragte: »Warum denn eigentlich? Was ist daran so schlimm, Rabbi?« Da atmete Rav Meir Kornbluth aus Baltimore tief durch und entgegnete: »Because each and every one of them will cling to you through eternity!« Weil jede der Frauen, mit denen du dich jemals eingelassen hast, an dir hängen, kleben, an dich angeschmiedet bleibe, bis in alle Ewigkeit. »Bis in alle Ewigkeit?«, hakte ich nach. »Bis in alle Ewigkeit, Max David, lange, lange, nachdem dein Leib begraben sein wird.« Ich schlug seine Warnungen in den Wind.

Eine Dame auf einem lila Sofa, in deren Schoß ein eierschalengewißer Pudel lag, den sie mit Hühnerhappen fütterte, winkte mir zu, mich ihr zu nähern. Die kolumbianische Dichterin Silvana de Castro, der ich während eines Kulturkongresses in Lissabon begegnet war, vor Jahren, eine Affäre, die sich über

Monate hingezogen hatte. Sobald wir unsere Glieder zusammenlegten, kicherte Silvana, kicherte ohne Unterlass, bis sie ihre Ekstase erreichte. Kaum war alles vorbei, das Präservativ abgestreift, Silvana aus der Dusche zurückgekehrt, legte sie den schweren Kopf auf meine Schulter, ihr Kraushaar kitzelte meine Nasenlöcher, und flüsterte: »Ich möchte tot sein!«

Jetzt saß sie da, froschklein, und dozierte: »Eine Frau vergisst nie. Wenn sie sich mit einem Kerl einmal eingelassen hat, dann bleibt dieses Erlebnis akut bis an ihr Lebensende. Was eine Frau aber am wenigsten vergisst, sind die Versprechungen, die man ihr macht.« Ich hatte geschworen, Catherine und die Kinder verlassen zu wollen, sie möge mir nur ein wenig Zeit lassen. Sie übte sich in Geduld. Ich aber hatte keinen Schritt in die von Silvana erwünschte Richtung getan.

Ich wandte mich von ihr ab, der Pudel bellte, ich verschwand in der Menge.

Alix hätte ich gerne wiedergesehen, meine erste Geliebte, wie schade, dass ausgerechnet sie fehlte. Deutlich jüngere Frauen waren zugegen, ich bemerkte sie erst jetzt, Eroberungen, Seitensprünge der letzten Jahre, denen ich mit Sicherheit niemals wieder begegnen wollte. Jenna Winston, Susanne Schließer, Pam Faerber, Angela Ellmauthaler. Wie viel Zeit die Frauen einem rauben! Sie sind die perfidesten Diebe, die tyrannischsten Freibeuterinnen, sie stehlen Tage, Wochen, Monate, Jahre. Und beschwerten sich dann: Es sei nicht genug, noch längst nicht genug.

Jenna hasste die Natur. Wanderungen zu unternehmen oder am Meeresstrand zu spazieren, auf einen Berg zu klettern erschien ihr als unerträgliche Zumutung. Ihr größter Feind aber war die Sonne. Sie konnte sich zu regelrechten Sonnenbeschimpfungstiraden hinreißen lassen: »Verswinde, du Giftstern, weg mit dir, weg! Ich verfluche jeden Tag, der ein Son-

nentag ist!« Sie mochte es, wenn man ihr die Stiefel anzog und auszog und wieder anzog; landeten wir endlich im Bett, war es ihr am liebsten, sich mir mit angezogenen Stiefeln auszuliefern. Im Augenblick des höchsten Taumels aber schnippte sie mit den Fingern.

Bei Susanne hingegen sah ich während unseres Liebesaktes endlose Wälder, dazwischen mittelalterliche Schlachtfelder, Hingemetzelte, so weit das Auge reichte, auf einer horizontweiten Hügellandschaft, wie aus der Vogelperspektive. Beim endgültigen Abschied rief sie mir nach: »Du bist nicht mehr mein schattenspendender Baum. Du bist ein Klotz am Bein für mich geworden!«

Pam erschreckte mich: Erst als sie sich auszog, entdeckte ich die Winzigkeit ihrer herabhängenden Brüste. Sie könne sich nicht im Spiegel ansehen, gestand sie mir, beim Schminken blicke sie ausschließlich auf ihre Augen. Unser Trennungsgrund hatte sich rasch gefunden: Eine Woche nach unserer Begegnung spuckte ich in ihrem Salzkammergut-Untermietzimmer auf das kleine Schwarzweißfoto eines Mannes, das da auf einer uralten Kredenz stand; ich nahm an, das sei der Vater der äußerst unfreundlichen Vermieterin, er sah so soldatisch, so deutlich nationalsozialistisch aus. Auf dem Foto war Pams Vater, ein ehemaliger Haganah-Kämpfer, der wenige Monate nach der Geburt seiner einzigen Tochter gestorben war.

Angela war meine erste und bisher einzige Geliebte, die von mir verlangte, während des Akts geschlagen zu werden. Ich habe ihrem Wunsch entsprochen, nicht sehr oft und, wie sie befand, bei weitem nicht brutal genug. Ich gab ihr Geld – mit der inständigen Bitte, mir meine Zeit wiederzugeben, und nach Linz, wo sie lebte, zurückzureisen.

Jenna fuhr mir durch das Haar, fragte die anderen drei Furien:

»Kein schlechter Liebhaber, aber zu jeder Frau gleich, er macht keinen Unterschied, mit wem er zusammen ist, das hat er doch bei euch sicher auch gemacht: sofort Cunnilingus, schon in der ersten Nacht?« Sie alle nickten, gackerten. Susanne Schließer fragte: »Hat er bei euch auch schon am zweiten Tag gestöhnt: Beziehungen sind ein Beruf!?« Sie stießen einander in die Rippen: »Genau! Bei mir auch!«

»Eines steht fest«, betonte Angela, »ein beschnittener Schwanz ist so viel hübscher als ein unbeschnittener, findet Ihr nicht?« Ich durchwanderte Parfümschwaden, eine roch übler als die andere, wie jene Klebepapieraufreißstreifen in den internationalen Hochglanzmodemagazinen. Ich fing Gesprächsfetzen auf – wie bejammernswert viele der Frauen sich in ihren Ehen fühlten, wie enttäuscht sie von ihren Kindern waren. Die wenigsten waren bei ihren Männern geblieben, über die Jahre, fast alle hatten wenigstens eine Scheidung hinter sich.

Sie betrachteten einander abschätzig, neidvoll, wieder andere voller Hochachtung, alle aber warfen verstohlene Bewunderungsblicke auf Louiza Béranger, die senegalesische, in Frankreich lebende Opernsängerin, Meisterschülerin der Callas; darauf war sie, durchaus zu Recht, besonders stolz. (»Die Callas starb an Herzversagen, während einer katastrophal scheiternden Liebesgeschichte«, jammerte sie, als ich sie verließ. »Willst du, dass auch ich sterbe?«) Ich hatte Louiza, die Liebe dreier Nächte, bisher nicht einmal begrüßt. Jetzt kam sie mit großen Schritten auf mich zu – und ohrfeigte mich. Auf beide Wangen. »Ich bin heute nur hier, um das endlich, endlich tun zu können!« Applaus, Pfiffe, wie am Ende einer Theateraufführung.

Victoria Weinberger stürzte sich auf mich, wohl von Louiza angestachelt. »Du bist mein Unglück«, schrie sie. »Ich war schwanger, ich habe abgetrieben, viel zu spät, viel zu spät. Ich

konnte nie wieder Kinder bekommen. Daran bist du schuld! Nur du!« Sie hatte unbedingt geheiratet werden wollen, als wir fünfundzwanzig waren. Ich aber war gerade Catherine begegnet, kurz zuvor; Victorias Machthunger paarte sich daraufhin mit Torschlusspanik. Ich ergriff die Flucht und ließ mich nicht wieder blicken.

Ich habe nie verstanden, wie Simone von all den Frauen aus meiner Vergangenheit wissen, vor allem aber, wie es ihr je gelingen konnte, sie nahezu ausnahmslos ausfindig zu machen und nach Jerusalem zu locken. Fragen, die unbeantwortet bleiben müssen; ich werde sicher niemals wieder mit ihr in Verbindung treten.

Über das Lautsprecher-System dröhnte einer meiner Lieblingssongs, »White Room« von Cream, ich habe ihn seit damals nie wieder gehört und möchte ihn auch nie wieder hören, er bleibt mit dem Schrecken meines fünfzigsten Geburtstages für immer verknüpft: »In the white room, with black curtains, near the station, blackroof country, no gold pavements, tired starlings. Silver horses ran down moonbeams in your dark eyes ...«

Eine gebrechliche Dame versperrte mir den Weg. Sie ging am Stock. »Vous ne me dites même pas bonsoir?« Madame Charles aus Paris – ihre Stimme war ganz unverändert geblieben. Zweiunddreißig Jahre zuvor hatte ich ihr versprochen, bald zu ihr zurückzukehren. Ich küsste sie auf beide Wangen, sie rochen stark nach Puder und Rosenblüten. Sie blieb per Sie mit mir, erzählte, eine enge Freundin der Gastgeberin zu sein, eine ihrer Töchter hatte einen Sohn Simone von Becks geheiratet, war aber inzwischen schon lange von ihm geschieden. Madame Charles ließ mich wissen, sie habe bei den hochkomplizierten Vorbereitungen des Geburtstagsfests mitgeholfen: »Sie haben mich so maßlos enttäuscht! Hielten

es nicht einmal für notwendig, mir eine Karte, einen Gruß, einen Anruf, eine Erklärung zukommen zu lassen! Oder einen Strauß Blumen, wie das unter kultivierten Menschen üblich ist. Strafe muss sein!«

Ich stieß einen Schrei aus, wie man ihn nur aus Träumen kennt. Es war kein knapper, kurzer Schrei, sondern Endlosgebrüll. Kaum vorstellbar, nicht wiederholbar. Meine Peinigerinnen erstarrten, sie sahen den Verschütteten von Pompeji nicht unähnlich. Ich schrie mit solcher Wucht, dass eine ganze Schar Zimmermädchen von außen an die Türen klopfen. Simonés Blicke streiften mich. Mit einer Spur Mitleid? Ich brüllte, brüllte. »Ahhhhhh!!« Nur das. Kein Wort. Keinen anderen Ton.

Der Atem, die Kraft gingen mir aus. Ich schloss die doppelt versperrte Tür des Zimmers 613 auf. Mir gelang die Flucht. Sie liefen mir auf den Korridor nach, nicht alle Frauen, aber eine große Zahl. Ich rannte über die breiten, teppichweichen Treppen ins Erdgeschoß und durch die weite Hotelhalle, hörte hinter mir Kreischen, Gelächter, Beschimpfungen, eilte auf die Straße hinaus.

Mir fiel die große Wärme auf, die der Asphalt abgab, so lange nach Sonnenuntergang. Ich lief, so rasch ich konnte, das hast du natürlich nicht durchgehalten. Meine Brust fühlte sich an, als tobe da ein kleines Feuerwerk. Ich sah die Weibermeute hinter mir – Hotelpersonal und vier, fünf Zimmermädchen hatten sich ihnen angeschlossen. Ein Hornissenschwarm, wenn man sein Nest aufstöbert, so verfolgten mich die Frauen, juchzten dabei und deuteten Tanzbewegungen an. Ecke Eliahu Shama'a Street sprang ich in ein Taxi. »Just go, please go!«, keuchte ich. Der Fahrer drehte sich ganz langsam zu mir um, sah die Horde auf uns zukommen, er lächelte nicht, brummte: »Poor man!« Und fuhr los.

»Where go?«, wollte er wissen. Ich fuchtelte, zeigte in Richtung Stadtgrenze. Ich wusste nicht, wohin. Er konnte kaum Englisch, mein arabischer Chauffeur, weder Französisch noch Deutsch. Sein gebrochenes Hebräisch reichte zu einer Konversation nicht aus, und meine Ivrit-Kenntnisse sind viel zu gering, ich hätte ihm die Situation, in der ich mich befand, nicht verständlich machen können. Ich dachte unentwegt: Du, mein Herz, bist schuld an diesen Verirrungen und Verwirrungen, du hast mich über die Jahre in all diese Beziehungen hineingetrieben, in die Herzensangelegenheiten wie in die Lust-Momente.

Ich versuchte Catherine zu erreichen, immer und immer wieder. Ihr Mobiltelefon blieb ausgeschaltet.

»Where go?«, wiederholte der Chauffeur.

Die Stadtgrenze lag bereits hinter uns, als ich endlich die Rezeption des King David anrief, ich war auf diese naheliegende Idee nicht gleich gekommen. Catherine Malamud, ließ der Concierge mich wissen, habe das Hotel vor wenigen Minuten mit einem großen Koffer verlassen und ein Taxi bestiegen.

»Airport, please«, rief ich dem Fahrer zu. Er murmelte Unverständliches. Wir hörten auf der ganzen Fahrt Musik. Eine nordafrikanische Band, Tinariwen. Eineinhalb Stunden lang nur Tinariwen.

Kurz nach neun Uhr abends kam ich am Flughafen an, suchte in den Departure-Listen nach den Uhrzeiten der nächsten Flüge Richtung Paris. Um sechs Uhr früh gab es eine Air-France-Maschine, um acht Uhr morgens eine der El Al. Um elf Uhr abends flog die British Airways nach London. Wollte Catherine diese Maschine nehmen? Das würde sie kaum schaffen, allein die Check-In-Modalitäten dauerten zwei Stunden. Ich wartete auf sie. Wählte unentwegt ihre Mobilnummer. Um elf Uhr nachts nahm ich einen klapprigen Bus



nach Tel Aviv. Fand zum Hotel »Star«, einer Bruchbude in Strandnähe. Ich konnte nicht schlafen. Um vier Uhr morgens läutete mein Handy.

»Mir graut vor dir«, sagte Catherine mit leiser Stimme.

»Wo bist du? Ich habe mir entsetzliche Sorgen gemacht.«

»Du Armer! Tatsächlich?!«

»Bist du am Flughafen?«

»Um mich brauchst du dir keine Sorgen machen. Ich will meine Ruhe. Ich will dich nicht mehr sehen. Jedenfalls sehr lange nicht mehr sehen.«

»Sagst du mir wenigstens, wo du bist?«

Die Verbindung war bereits unterbrochen.